

Anmerkungen zur Gestaltungsfunktion einer Wirtschaftsethik

Hans G. Nutzinger

Seit einiger Zeit befasse ich mich intensiver mit Fragen der Wirtschaftsordnung. In diesem Zusammenhang besuchte ich ein Expertengespräch über sozialetische Aspekte der Arbeit, auch aus der Sicht der christlichen Kirche. Besonders angetan hatte es mir ein Vortrag des Theologen Friedhelm Hengsbach, in dem er die wesentlichen Vorstellungen der katholischen Soziallehre zur Gestaltung der Arbeit entwickelte. Dabei erschrak ich über ein Zitat aus einem Aufsatz meines Kollegen Wolfram Engels in Frankfurt, das Herr Hengsbach in seinem Vortrag verwandte, freilich ohne sich damit in irgendeiner Weise zu identifizieren. Das fragliche Zitat entstammte einem Leitartikel mit dem Titel «Stoppsignal», das Wolfram Engels in der «Wirtschaftswoche» Nr. 18 vom 25.4.1986 publiziert hatte. Dem Sinne nach sagte er darin, er könne nicht verstehen, warum sich christliche Sozialethiker dagegen wehrten, dass in einer Marktwirtschaft Arbeit eine Ware wie jede andere sei. Von diesen Kritikern habe er andererseits noch nie einen Protest dagegen gehört, dass das Gesetz der Schwerkraft unterschiedslos beim Fall eines Blumentopfes und eines Menschen wirke. Warum also dieser Protest gegen die Warenförmigkeit von Arbeit?¹

Diese Äusserung meines Kollegen hat mich so aufgewühlt, dass ich darüber einen Briefwechsel mit ihm geführt habe, in dessen Verlauf er seine Feststellung dahingehend erläuterte (und damit auch beträchtlich relativierte), er habe darauf hinweisen wollen, dass der Schutz menschlicher Arbeit in einer Marktwirtschaft nicht kostenlos zu erreichen sei, was die Befürworter rechtlicher Beschränkungen oftmals vergässen. In dieser Fassung – die aber meines Erachtens erheblich von dem Originaltext abweicht – handelt es sich um eine interessante Aussage. Die ursprüngliche Äusserung zeigt doch sehr auffällig, wohin einseitiges ökonomisches Denken führen kann. Schon mit gesundem Menschenverstand ist der zugrundeliegende «naturalistische» Fehlschluss wahrscheinlich sehr leicht zu erkennen: Die Gesetze der Schwerkraft sind physikalische, dem menschlichen Willen entzogene Gesetze, während die Art und Weise, wie wir unsere Wirtschaftsordnung gestalten, eine menschliche Aufgabe ist. Dass diese Gestaltungsaufgabe mehr oder weniger intelligent gelöst werden

kann, sei dabei Wolfram Engels durchaus konzidiert. Aber wir sind eben nicht blind den Gesetzen der Warenförmigkeit ausgeliefert, und das tragende normative Konzept unserer Wirtschaftsordnung, die «Soziale Marktwirtschaft», geht ja von einer bewussten politischen Gestaltungsaufgabe aus; danach soll durch eine entsprechende Gestaltung der Rahmenbedingungen der Marktmechanismus so beeinflusst werden, dass die resultierenden Ergebnisse nicht nur effizient, sondern auch sozial akzeptabel sind. Wir dürfen aber deswegen im Bereich der Wirtschaft nicht das, was Menschenwerk und Menschenhand in Jahrhunderten aufgebaut haben, zu unveränderlichen Gesetzen gleich dem der Schwerkraft verabsolutieren und hochstilisieren. Vielmehr bleibt eine grundlegende Differenz zwischen ökonomischen und physikalischen Gesetzmässigkeiten.

Ist nun aber Wirtschaft nicht nur ein sachgesetzlicher Funktionsmechanismus, sondern zugleich eine Gestaltungsaufgabe, so geht es um die Kriterien, nach denen eine solche Gestaltung vorzunehmen ist. Dass bei jeder politischen und gesetzlichen Regelung die Wirkungen und Kosten mit berücksichtigt werden müssen, habe ich schon eingangs konzidiert. Welche Rolle aber hat Ethik in diesem Kontext zu spielen? Damit bin ich bei zwei Fragen, die im Verlauf dieser Tagung immer wieder, mehr oder weniger miteinander vermengt, durch den Raum kursierten. Die erste Frage war: Was ist Ethik? Die zweite war: Was leistet Ethik?

Wir haben gestern gehört, wir sollten nicht hinter Kant zurückfallen, und diese Forderung findet natürlich meinen vollen Beifall. Auch mit der ebenfalls erhobenen Forderung, wir sollten nicht hinter Marx zurückfallen, bin ich einverstanden. Apropos Marx: Er hat in seinen Frühschriften einige sehr bedenkenswerte Feststellungen zur Frage unterschiedlicher, sozusagen parzellierter Ethiken getroffen und sich indirekt genau zu dem geäußert, was wir gestern unter dem Begriff der «Schraubenethik» kennengelernt haben. Die Parzellierung von Ethik in unterschiedlichen Lebensbereichen führt natürlich leicht zu Konflikten, und so mag es durchaus sein, dass wir schon in Schwierigkeiten geraten, wenn unsere «Schraubenethik» sich reibt mit unserer «Schraubenzieherethik» – oder dem, was wir sonst noch an parzellierten Ethiken haben mögen. Marx illustriert die Problematik am Beispiel einer verengten «ökonomischen Ethik»:

«Du musst alles, was dein ist, *feil*, d. h. nützlich machen. Wenn ich den Nationalökonom frage: Gehorche ich den nationalökonomischen Gesetzen, wenn ich aus der Preisgebung, Feilbietung meines Körpers an fremde Wollust Geld verdiene . . . oder handle ich nicht nationalökonomisch, wenn ich meinen Freund an die Marokkaner verkaufe . . . , so antwortet mir der Nationalökonom: meinen Gesetzen handelst du nicht zuwider, aber sieh' dich um, was Frau Base Moral und Base Religion sagt; meine nationalökonomische Moral und Religion hat nichts angehen dich einzuwenden, aber – Aber wem soll ich nun mehr glauben, der Nationalökonomie oder der Moral . . . Es ist dies im Wesen der Ent-

fremdung begründet, dass jede Sphäre einen andren und entgegengesetzten Massstab an mich legt, einen andren die Moral, einen andren die Nationalökonomie, weil jede eine bestimmte Entfremdung des Menschen ist und jede einen besondern Kreis der entfremdeten Wesenstätigkeit fixiert, jedes sich entfremdet zu der andren Entfremdung verhält» (*Ökonomisch-philosophische Manuskripte*, MEW Erg. 1, S. 113).

Marx hat damit auf ein wichtiges Problem angespielt: Gibt es in verschiedenen Bereichen unterschiedliche Funktionszwänge und unterschiedliche ethische Anforderungen, wie kann dann der Gesamtzusammenhang dieser Lebensbereiche gewahrt werden? Man kann die Frage noch weiter zuspitzen: Wie kann ethisches Handeln überhaupt ermöglicht werden? Herr Günther hat in seinem gestrigen Vortrag ja in eindrucksvoller Weise dargelegt, dass es trotz aller wirtschaftlichen Zwänge Spielräume für ethisch verantwortliches Handeln im Bereich der Umwelt gibt; zugleich wurde aber auch deutlich, dass diese Spielräume recht begrenzt sind. Selbstverständlich stimme ich auch der Forderung von Herrn Löhr zu, dass man erst auf Einsicht, auf Verständnis und auf freiwillige Lösungen der Beteiligten bauen sollte, bevor man staatlichen Zwang einsetzt. Allerdings haben die praktischen Beispiele von Herrn Günther und von Herrn Löhr doch auch deutlich gemacht, dass solche freiwilligen Lösungsansätze nicht beliebig verallgemeinerbar sind. In einer Wettbewerbssituation sind ethischem Handeln von Unternehmen Grenzen gesetzt, und man kann von einem Unternehmer nichts verlangen, was er in einer konkreten Situation nicht leisten kann, ohne die Existenz des Unternehmens zu gefährden. Deswegen können viele drängende Probleme nur dadurch gelöst werden, dass ethisches Handeln nicht einfach von aussen verlangt, sondern durch eine entsprechende Gestaltung des Ordnungsrahmens konkret ermöglicht wird. Gelingt eine solche umweltethische Gestaltung der Rahmenbedingungen nicht, dann würde ja in unserem Wirtschaftssystem derjenige durch Konkurs bestraft, der umweltethisch handelt, während derjenige mit Extraprofiten belohnt würde, der weiterhin die Umwelt schädigt. Obwohl ich mich selbst eher als Liberalen sehe, ist mir doch bei dieser Tagung klargeworden, dass die Rolle des Staates im Umweltbereich eher grösser ist, als ich bisher angenommen hatte. So wichtig freiwillige Lösungsansätze sind, so können diese doch nicht das «Allheilmittel» im Umweltbereich sein.

Ein zweiter zentraler Punkt unserer Beratungen, der vor allem in den Referaten von Herrn Meyer-Abich und Herrn von Gleich hervorgehoben wurde, war die Frage nach den Grenzen der anthropozentrischen Betrachtungsweise und die Forderung nach einer neuen, physiozentrischen Sicht der Dinge. Wahrscheinlich hat Arnim von Gleich recht, wenn er sagt, dass man mit einer anthropozentrischen Klugheitsethik nicht alles lösen könne; aber man sollte sie – gerade weil sie viel konsensfähiger ist als an-

dere Positionen – soweit es immer geht für ökologische Zwecke nutzen. Eine umsichtig angewandte Klugheitsethik führt nämlich sehr viel weiter, als manche ihrer Kritiker glauben. Zu einem richtig verstandenen Klugheitskalkül gehört eben auch, dass es die Grenzen menschlicher Klugheit selbst reflektiert. Dann folgt eben nicht, wie Arnim von Gleich glaubt, dass man auf den Erhalt einer angeblich so nutz- und wertlosen Tierart wie des «Federgeistchens» verzichten könne, denn angesichts komplexer, für den Menschen niemals ganz durchschaubarer Lebenszusammenhänge verbietet gerade das menschliche Klugheitskalkül eine derartig vorschnelle Behauptung und eine darauf aufbauende Ausrottungsstrategie. Selbstverständlich ist damit nicht gesagt, dass man nur umweltethische Positionen einnehmen darf, die anthropozentrischem Klugheitsdenken entsprechen.

Für eine primär anthropozentrische Sicht der Dinge sprechen auch die Probleme mit der von Herrn Meyer-Abich vertretenen «physiozentrischen» Position. Seine gewiss löbliche Forderung, wir sollten den Eigenwert der Blumen anerkennen, wirft erhebliche methodologische Probleme auf, denn der Eigenwert der Blumen, den es anzuerkennen gilt, ist natürlich eine Eigenschaft, die wir Menschen in höchst anthropozentrischer Weise den Blumen zuschreiben. Insofern bleibt der «Eigenwert» von Tier oder Pflanze immer ein vom Menschen erhobenes Postulat und daher stets eine notwendig «anthropozentrische» Forderung. Diese grundsätzliche – und wie mir scheint: unlösbare – Problematik mindert natürlich nicht den praktischen Wert einer solchen Umweltethik, die den Menschen zur Ehrfurcht vor der Natur anhält. Als naturphilosophische Haltung steht sie indes immer in der Gefahr, zur Schulmeisterei zu verkommen, bei der derjenige, der mit guten Gründen Respekt vor Tier und Pflanze fordert, sich sozusagen hinter dem Baum und der Blume, für die er den Respekt reklamiert, versteckt, damit er nicht in den unmodernen Ruch der Erziehungsdiktatur gerät. Ich denke also, dass eine physiozentrische Betrachtungsweise als Grundlage einer Naturphilosophie nicht weiterhelfen wird, es sei denn, sie wäre als Rückfall in den Animismus gemeint, was wahrscheinlich niemand möchte.

Damit komme ich zu den Forderungen nach einer diskursiven oder dialogischen Ethik, wie sie vor allem von Peter Ulrich und Albert Löhr vertreten wurde. Selbstverständlich habe ich nichts gegen den Diskurs, wenn es um die Etablierung gemeinsamer Werte und Normen geht. Damit allein werden wir aber nicht zum Ziele kommen. Angesichts drängender ökologischer Probleme ist jedoch Handeln und Normsetzung auch dann dringlich und geboten, wenn sie sich noch nicht auf die Einsicht aller Beteiligten stützen kann. Wir schrecken heute wahrscheinlich alle zurück vor den alttestamentarischen Bildern, in denen die zehn Gebote in Blitz und Feuer

vom Himmel auf die Erde kommen. Nun, für mich persönlich ist dies eine ganz akzeptable Art und Weise, wie man Ethik einführen könnte, wenn sie sich noch nicht auf die Einsicht aller Betroffenen stützen kann. Man kann beispielsweise das fünfte Gebot «Du sollst nicht töten» durchaus in umweltethischer Absicht deuten, nämlich im Hinblick auf die Lebenschancen künftiger Generationen. Diese Haltung mag vielleicht nicht sehr anspruchsvoll sein und wirft gewiss viele Probleme auf, aber dies tun Dialog und Diskurs in mindestens dem gleichen Masse. Entgegen den Vermutungen einiger Anwesender habe ich das Bild von den Gesetzestafeln, die im Feuer vom Himmel auf die Erde kommen, nicht in ironischer Absicht gezeichnet. Ich betrachte sie als einen sehr deutlichen und plastischen Fall notwendiger Grenzsetzung. Und warum sollten wir uns diese Grenzen nicht setzen? Der Dialog und der Diskurs können aus den verschiedensten Gründen missglücken, wie schon Georges Enderle ausgeführt hat. Wir sollten deshalb versuchen, uns über ethische Werte zu verständigen, soweit das geht, aber auch einsehen, dass einem solchen Verständigungsprozess Grenzen gesetzt sind. Wenn diese Grenzen der Verständigung erreicht sind, aber gleichwohl noch umweltökonomischer Handlungsbedarf besteht, dann habe ich als Ökonom keine Schwierigkeiten mit einer alttestamentarischen Position.

Ein dritter zentraler Punkt ist die Frage der ökonomischen Bewertung. Dazu hat sich ja beispielsweise Herr Ulrich sehr negativ geäußert. Was ist aber wirklich mit ökonomischen Bewertungen gemeint? Die Idee, dass man komplexe Situationen – wie die sehr schwierige und für uns kaum überschaubare Lage der Umwelt – vollständig in Geldgrößen ausdrücken kann, ist sicherlich absurd. Auf der anderen Seite sind wir aber als verantwortlich Handelnde ja einem Entscheidungszwang ausgesetzt, und monetäre Bewertungen können durchaus eine Hilfe für solche Entscheidungen sein. Man muss natürlich die Grenzen solcher Kosten-Nutzen-Betrachtungen kennen: Jeder von uns weiss, dass das Ergebnis dieser Analysen in hohem Masse von der Art und Weise abhängig ist, wie das Modell aufgebaut ist, welche quantitativen Grössen ich einführe und insbesondere welchen Zinssatz ich unterstelle. Gerade wenn ich das weiss, kann ich den verantwortlich Handelnden die Entscheidungssituation anhand alternativer Berechnungen auch qualitativ verdeutlichen. Eine Bewertung ist für mich dann ein Fortschritt, wenn sie ihre Grenzen schon immer mitdenkt und sich nicht einseitig als objektiv ausgibt. Würde man von vornherein auf eine Bewertung verzichten, da sie ja bekanntlich problematisch ist, so wäre nichts gewonnen; denn der Verzicht auf eine solche Bewertung und eine bestimmte Entscheidung läuft ja ebenfalls auf eine implizite Wertung hinaus. Die Durchführung einer bestimmten Massnahme und der Verzicht auf eine andere heisst eben, dass den Verantwortlichen die eine An-

gelegenheit wichtiger ist als die andere. Keynes hat einmal sehr richtig darauf hingewiesen, dass die Leute der Praxis, die sich von theoretischen Belastungen frei glauben, gewöhnlich nichts anderes sind als Anhänger längst verblichener Theoretiker und Theorien. So ähnlich ist es mit den ökonomischen Bewertungen: Die Leute, die vorschnell ökonomische Bewertungen ablehnen, haben in der Regel eine besonders handgestrickte und naive Art, Dinge zu bewerten. Aber ich möchte nochmals betonen, um Mißverständnisse zu vermeiden: Wichtig ist es auch, die Grenzen einer ökonomischen Bewertung zu erkennen. Man muss sich natürlich gegen ökonomischen Imperialismus wehren. Trotzdem sollte man die Erkenntnisse der ökonomischen Theorie nutzen. Man sollte das eine tun und das andere nicht lassen.

Zum Abschluss noch zwei weitere Punkte. Der erste betrifft die Belastbarkeit von Menschen und Institutionen. Mir ist während der Tagung aufgefallen, dass wir dazu neigen, Menschen und Institutionen mit Forderungen zu überlasten. Ein plastisches Beispiel dafür hat Herr Küller gestern gegeben mit dem Beispiel der Gewerkschaften als einer «eierlegenden Wollmilchsau». Der alte Grundsatz, dass man von den Menschen nicht mehr fordern sollte, als sie zu leisten bereit und in der Lage sind, hat gerade auch in ökologischen Fragen zentrale Bedeutung. So wichtig es ist, über ökonomische Instrumente, über den Geldbeutel, über Bewusstseinsänderungen, über Erziehung, über neue Normen und anderes mehr das Verhalten der Menschen zu verändern, der Hauptpunkt ist doch – und darauf hat ja Reinhard Pfriem bereits hingewiesen –, dass wir Handlungsmöglichkeiten, Handlungsanreize und Gestaltungsspielräume schaffen, die eine ökologische Verhaltensänderung überhaupt erst ermöglichen. Eine Umweltethik, die vom Menschen etwas fordert, was die realen Bedingungen nicht zulassen, ist für mich unrealistisch und nicht akzeptabel, wie immer sie auch begründet sein mag.

Wenn ich nun zum Schluss auf die kurz- und langfristigen Interessen zu sprechen komme, so muss ich besonders an unsere Erfahrungen mit dem Buch «Arbeit ohne Umweltzerstörung»² denken. Nachdem wir dieses Buch für den Bund Umwelt und Naturschutz Deutschland publiziert hatten, waren wir zu vielen Vorträgen eingeladen; Beifall für unsere Vorstellungen und Forderungen haben wir haufenweise bekommen. Heute habe ich allerdings den Verdacht, dass dieser Beifall meist das praktische Handeln ersetzt. Man sieht das besonders am Handeln der politischen Parteien, die den Umweltschutz inzwischen alle mehr oder weniger in ihre Programmatik aufgenommen haben.

Das praktische Handeln hinkt aber hinterher. Ein Beispiel dafür: Als ich vor etwa eineinhalb Jahren im Rundfunk einen Bericht über die Einweihung des Kraftwerks Ibbenbüren durch den von mir geschätzten Mini-

sterpräsidenten Johannes Rau hörte, war ich doch erschrocken über dessen Ausspruch, dieses Kraftwerk sei ein gutes Beispiel für die sozialdemokratische Art, Umwelt und Arbeit miteinander zu versöhnen. Rau bezog sich damit auf die geplanten technischen Massnahmen zur Senkung der Stickstoff- und Schwefeldioxidbelastung. Für mich hörte sich dies aber so an, als ob im Konfliktfall die kurzfristigen Beschäftigungsinteressen, die kurzfristigen Absatz- und Profitinteressen den Vorrang haben vor der theoretischen Einsicht, dass langfristig Ökonomie und Ökologie in eins gehen müssen. Handeln wir so kurzfristig entgegen langfristigen Einsichten, werden wir tatsächlich das Problem von John Maynard Keynes bekommen, dass wir nämlich «in the long run all dead», dass wir langfristig alle tot sind.

Deswegen ist es ganz zentral für die Gestaltung ökologischer Handlungsspielräume, dass wir im politischen und ökonomischen Prozess Anreize und Handlungsmöglichkeiten schaffen, die es erlauben, langfristige Einsichten über den Einklang von Ökonomie und Ökologie umzusetzen in kurzfristiges praktisches Handeln. Nur so kann vermieden werden, dass aufgrund kurzfristiger Interventionen betroffener Gewerkschaften, Unternehmen, Politiker usw. kurzfristige Entscheidungen herauskommen, die dann das schiere Gegenteil der langfristig erkannten und akzeptierten ökologischen Ziele sind. Gerade darin sehe ich die primäre Gestaltungsaufgabe und auch eine wesentliche Aufgabe einer wie auch immer begründeten Umweltethik: Das Bewusstsein und die Entscheidungen der Handelnden müssen auf die langfristigen Ziele gelenkt werden, damit sich richtige langfristige Erkenntnisse auch in kurzfristig sinnvolle Entscheidungen umsetzen lassen.

Anmerkungen

- 1 Das genaue Zitat lautet folgendermassen: «In einer Marktwirtschaft gelten für Arbeit dieselben Gesetzmässigkeiten wie für Waren. Arbeit wird nur gekauft, wenn ihr Wert für den Unternehmer höher ist als ihr Preis. Ideologen wie Gewerkschaften sehen darin eine Entwürdigung des Menschen. Der Mensch, so sagen sie, sei keine Ware; für Menschen dürfe nicht gelten, was für Blumentöpfe, Apfelsinen oder Aluminiumschrott gilt. Gegen Naturgesetze gibt es solchen Widerspruch nicht. Wenn ein Mensch aus dem Fenster springt, dann fällt er mit einer Beschleunigung von $9,81 \text{ m/sec}^2$ und damit genauso schnell wie ein Blumentopf – ohne dass die evangelische Soziallehre das je als entwürdigend angeprangert hätte» («Wirtschaftswoche» Nr. 18 vom 25.4.1986, S. 144).
- 2 H.C. Binswanger, H. Frich, H.G. Nutzinger u. a.: *Arbeit ohne Umweltzerstörung*. Strategien einer neuen Wirtschaftspolitik. Frankfurt a.M.: S. Fischer, 1983, überarbeitete Neuauflage 1988